

Der Autor

Robert Thomas, 1927 in Südfrankreich geboren, verließ mit 18 Jahren das Elternhaus und folgte seiner großen Leidenschaft, dem Theater, nach Paris. Er hielt sich als Telegrafist und Filmstatist über Wasser, daneben aber schrieb er unbeirrt an seinen Theaterstücken, von denen lange Zeit kein einziges veröffentlicht wurde. Erst 1960 kam mit dem Kriminalstück DIE FALLE der lang ersehnte Durchbruch. Das Stück wurde ein internationaler Erfolg, sein Autor errang einen begehrten Krimiautorenpreis und galt fortan als „der natürliche Sohn Agatha Christies“. Ebenso erfolgreich erblickte ACHT FRAUEN 1962 das Licht der Bühne. Von 1970 bis zu seinem Tod im Jahr 1989 war Thomas Direktor des „Théâtre Édouard VII“ in Paris, zudem betätigte er sich als Filmregisseur und Darsteller.

theaterlust

Eine etwas ungewöhnliche Lesart des Stücks

Das Stück ACHT FRAUEN spielt in den frühen 50er Jahren. Wir sind also zeitlich noch weit entfernt von jenen Emanzipationsbewegungen, die erst ab den Siebzigern die wichtigsten Rechte der Frauen durchzusetzen begannen.

Unsere Komödie ist in einem laizistischen, dennoch sehr traditionellen und konservativ-katholischen Nachkriegs-Frankreich der Vierten Republik verortet, das schwer an der nur unzureichend aufgearbeiteten Vichy-Vergangenheit trug und sich nun in sinnlosen, längst schon verlorenen Kolonialkriegen aufrieb.

Dennoch begannen alte Gesellschaftsstrukturen und Rollenzwänge zu erodieren. Die Parole des Tages lautete: Machterhalt um jeden Preis (oder auch: Augen zu und durch). Das galt vor allem für die Vertreter der alten Ordnung. Denn die Jugend entdeckte für sich den Rock'n'Roll und damit auch neue Freiräume. Dieser aufkommende Zeitgeist mit seinem noch etwas ziellosen Freiheitsdrang infizierte nun auch die Zukurzgekommenen der Vorgängergeneration.

Das Infragestellen von Staat und Gesellschaft beschränkte sich nicht nur auf die Politik. Es animierte auch die Philosophen und wirkte sich auf das patriarchale Gefüge der Familien aus.

Das Stück „Acht Frauen“ beschreibt einen völlig „normalen“ Tag im Leben einer großbürgerlichen, patriarchal organisierten Familie und ihres Dienstpersonals. Man lebt in einer Villa, abseits der kulturellen Zentren, aber keineswegs abgeschottet vom Geist der Zeit und wäscht, am Rande eines kollektiven Nervenzusammenbruchs, seine schmutzige Wäsche.

Einerseits kreisen die Figuren um einen übermächtigen *paterfamilias*, den Vater, Gatten, und Liebhaber. Andererseits wird dessen Abwesenheit zum Katalysator eines emanzipatorischen Prozesses, der vorerst heimlich vonstatten geht.

Dass in dieser Konstellation plötzlich ein Mord passiert, löst nur einen kurzen Schrecken aus. Marcells Verschwinden mischt zwar die Karten aller Beteiligten neu, bringt aber vorerst niemanden um den Verstand. Es geht für alle Figuren in erster Linie darum, sich möglichst gewinnbringend aus der Affäre zu ziehen, gravierenden Schaden zu begrenzen und sich selbst in eine vorteilhafte Position zu bringen. Es wird gelogen, dass sich die Balken biegen, es werden Intrigen gesponnen, jede verdächtigt jede und versucht, allen anderen zu schaden. Bis sich der Vorhang über der *eigentlichen* Katastrophe, dem eigentlichen Skandal lüftet.

Nun haben wir es nicht mit einer wahllos zusammengewürfelten Familie zu tun, sondern ausschließlich mit Frauen, die bislang um ein männliches Zentralgestirn rotierten. Das taten sie, ohne es je in Frage gestellt zu haben.

Die Fünfziger: Aus einer Mademoiselle Jeannine, Tochter von Pierre Dupont, wurde irgendwann eine Madame Albert Didier, geborene Dupont. Die Visitenkarte wie die Postanschrift löschten sogar den Vornamen aus.

Lediglich Künstlerinnen, einige Autorinnen, Philosophinnen oder Frauen, die sich auf ähnliche Berufen behaupten konnten, wagten es bisweilen, sich unter einem Namen darzustellen, der keinen patriarchalen Besitzanspruch verriet. Doch auch eine Simone de Beauvoir galt außerhalb der Pariser Unis nur als die etwas anrühige „Gespielin von Sartre“.

Selbst als Ehefrau brauchte es die explizite Erlaubnis des Gatten, um etwa auf das gemeinsame Konto zugreifen zu dürfen. Eine Witwe durfte Wertpapiere besitzen, sofern sie diese geerbt hatte, aber kein Anlageberater hätte sie je ernst genommen.

Man sprach von Frauen als vom „schönen Geschlecht“. Dieses war naturgemäß dazu da - und nichts anderes las man in Romanen oder sah man im Kino - dem Mann, diesem kühlen, Verantwortung schulternden und Probleme meisternden Helden, ein bisschen Zärtlichkeit, Liebe, Unbedachtheit und Erotik in sein Leben zu bringen. Und das möglichst exklusiv, privat und

unauffällig. Frauen als vollwertige, selbstverantwortliche Handlungsträgerinnen waren in Literatur und Kunst kaum existent, sie schöpften ihre Daseinsberechtigung scheinbar ausschließlich aus ihrer Rolle in Bezug auf den Mann.

Die Kirche und ihre Institutionen waren sicher nicht unschuldig an dieser allgemeinen Wahrnehmung. Eine Frau, die ihrer religiösen Bestimmung nachkommen wollte, war natürlich Jungfrau oder Mutter, um die man eine kitschigen Hype organisierte. Tränenreich, bieder und absurd. Der Vollstatus einer Jungfrau-und-Mutter, welcher eine Frau zu einer vollwertigen Person gemacht hätte, blieb allein der Gottesmutter Maria vorbehalten.

Frauen waren also immer und per se unperfekt. Aktiv war immer nur der Mann. Christus hatte Maria Magdalena erlöst, nicht andersrum. Sexuelle Selbstbestimmung hatte im religiösen Denken der Zeit keinen Platz.

Die Wiederentdeckung des Stückes von Robert Thomas hat der filmischen Umsetzung von François Ozon natürlich einiges zu verdanken.

Ozon näherte sich dem Stoff mit der geschärften Wahrnehmung eines Gender-Aktivistin und verhalf - mit nicht gerade wenigen Kunstgriffen - dem ursprünglichen Stück zu erneut jener Brisanz, die es einmal hatte.

Denn was dem Stück damals zum Erfolg verhalf, waren eben auch die „versteckt“ und „zwischen den Zeilen“ angebrachten Hinweise auf ein durchaus verständliches und berechtigtes Aufbegehren seiner Anti-Heldinnen, ein notwendiges Sichzurwehrsetzen gegen den Missbrauch und eine gesellschaftlich induzierte, selbstverschuldete Unmündigkeit. Es geht in dem Stück eben nicht um einen von seiner weiblichen Entourage nach Strich und Faden ausgenommenen, gutmütigen Bourgeois. Es geht tatsächlich um diese auf diskrete, unauffällige, alltägliche Weise ausgebeuteten Frauen, die sich ihrer veränderbaren Situation und ihres zurückgehaltenen Impulses, sich zu solidarisieren, allmählich bewusst werden. Man muss gar nicht auf die Ozon-Fassung zurückgreifen, um solche Hinweise zu entdecken.

Aber kann man in einer schnellen und energiereichen, auf pointierten Witz und unerwartete Wendungen setzenden Komödie diese Untertöne überhaupt verhandeln, ohne dem Stück seinen Lustspielcharakter zu rauben? Dieser Herausforderung galt es sich zu stellen.

Was uns an diesem Stück interessiert, sind die Zwischentöne, die sogleich ein paar unerwartete Perspektivwechsel erlauben.

Den Intentionen eines Autors gerecht zu werden bedeutet eben auch, dem Stück inszenatorisch die Brisanz zurück zu geben, die es in seiner Zeit einmal hatte.

Es bedeutet, ACHT FRAUEN mitsamt der Untertöne einem heutigen Publikum zugänglich zu machen und diesem eben mehr als nur eine spannende und überaus lustige Krimikomödie zu präsentieren.

ACHT FRAUEN ist kein Krimi-Dinner. Es ist eine Komödie à la Almodóvar: Kurzweilige Unterhaltung mit einem Wechselbad aus Slapstick und boshaftester Tragik, ausgestattet mit einer humorvoll verpackten Einladung zu Empathie und einer Prise Gesellschaftskritik.

Gedanken der Schauspielerinnen während der Proben

„In Zeiten von MeToo, Weinstein- und Epsteinskandal finde ich es sehr spannend, wenn dieser unsichtbare Typ im Hintergrund gar nicht mehr als das Opfer rüberkommt. Er war ja ein Drahtzieher, der sich von allen hat bedienen lassen; und die Frauen haben das lange hingenommen. Ein bisschen, als litten sie am Stockholm-Syndrom...“

„Jede für sich hat bis dahin immer bloß versucht, blind egoistisch das Beste aus ihrem Ausgeliefertsein rauszuholen. Als ihr Lebensmittelpunkt völlig unerwartet verschwindet, sprechen sich endlich alle aus: giftig zuerst... Aber dann merken sie allmählich, wie blind sie waren, und mutieren gemeinsam zu starken Frauen.“

„Man könnte dieses Stück ja auch so lesen, als zeige es lauter Klischeefrauen: kratzbürstig zwar, aber voll aufgehend in ihrer Rolle als Ehefrau, verlässliche Dienstkraft, liebende Tochter, gefallene Nutte... Ich glaube, in den Fünfzigern waren diese Frauenbilder so mächtig, dass sich viele Frauen einfach damit abfanden und den Klischees auch zu entsprechen versuchten. Ich finde es ganz toll, dass wir tiefer in die Charaktere hinter den Klischees einzutauchen versucht haben! Da entdeckt man auf einmal, dass viel mehr drinsteckt in dem Text, und dass dieses Stück sehr aktuell sein kann!“

„Mir wurde erst während der Proben bewusst, dass ACHT FRAUEN gar nicht ist, was es auf den ersten Blick zu sein scheint. Es ist eben nicht die Phantasie - sagen wir: Angstphantasie? - eines Typen, der denkt: ‚Hola, wenn ich nicht aufpasse, springen mir die Weiber über den Kopf, ruinieren mich, treiben mich in den Wahnsinn oder den Selbstmord...‘ Sondern da sind einfach mal Frauen, die sich ihrer Situation bewusst werden, ihrer Stärke auch, und denen es plötzlich wie Schuppen von den Augen fällt: Wir müssen uns ja gar nicht über einen Mann definieren! Und plötzlich merkt frau: Dieser Typ hat ja einfach alle betrogen und ausgenutzt! Das einzige, wovor der Angst haben musste war immer, dass es irgendwann auffliegt: weil die ausgenutzten Frauen plötzlich auf Augenhöhe miteinander reden!“

Interview mit Franz Wittenbrink

Du hast bereits für das Wiener Theater in der Josefstadt die Bühnenmusik für eine Inszenierung der „Acht Frauen“ komponiert. Bei der jetzigen theaterlust-Produktion warst du sofort einverstanden, als musikalischer Leiter die Gesangsproben selber zu übernehmen, die Playback-Aufzeichnungen zu leiten und stets als Ratgeber zur Verfügung zu stehen. Hast du zu dem Stück ein besonderes Verhältnis?

Es war natürlich eine dankbare Aufgabe, für diese acht sehr unterschiedlichen Frauen eine musikalische Entsprechung zu komponieren. Handlung und Dialoge verhüllen ja eher, was man die intimere Wahrhaftigkeit der Figuren nennen könnte. Ozon hat jeder Frau, neben einem Lied, auch eine Blume zugeordnet; ich wollte jeder Einzelnen etwas „frei Schwingendes“ zur Seite stellen.

So etwas gefällt mir: mittels der Musik die Dinge auf freundliche Weise aufzudecken. Was das Stück angeht: es ist eine solide Krimikomödie, aber spannend daran ist vor allem, dass eben nur Frauen vorkommen! Das schafft eine sehr eigentümliche Grundkonstante, die von der Musik gespiegelt werden kann.

Bei dieser Produktion war von Anfang an vorgesehen, dass die Tonaufnahmen und die Einbindung der Musik hauptverantwortlich von mir gestaltet würden, und selbstverständlich begrüßte ich das. Und ich liebe es, mit so gänzlich unterschiedlichen Charakterstimmen arbeiten zu können. Es ist künstlerisch viel ausdrucksstärker und für mich viel befriedigender, mit Gesangsstimmen zu arbeiten, die ohne klassische Ausbildung und daher sehr individuell sind, sehr unverfälscht. Das interessiert mich so viel mehr als langweilige Perfektion. Ich mag es halt nicht zu „glatt“!

Mir bot sich also die Gelegenheit, etwas auf eine Weise umzusetzen, wie es mir so nicht immer möglich ist – und für das Endresultat selbst verantwortlich zu sein.

Du hast also Anregungen zum Einbinden der Lieder gegeben, hast dir am Ende mehrere Durchläufe angeschaut und wertvolle Tipps gegeben, konntest also einen gewissen Einfluss auch auf die Inszenierung nehmen. Was lag dir dabei besonders am Herzen - und was findest du an dieser Inszenierung besonders bemerkenswert?

Ich habe mich bewusst zurückgenommen. Mir war es aber wichtig, dass die beiden Ebenen sauber getrennt sind. Auf der einen Seite gibt es die in den Spielszenen ausgeleuchtete Handlung, eben die Entwicklung einer Geschichte in der Zeit. Die Welt des als „real“ behaupteten Lebens mit seinen Zwängen und klaren Kausalitäten. Auf der anderen Seite machen die Lieder eine fast völlig eigenständige Welt auf: herausgehoben aus der Zeit, quasi die innere Stimme der jeweiligen Protagonistin. Die Liedtexte von Anne X. Weber und Susanne Lütje unterstützen diese Unterscheidung optimal.

Da spielen dann eben Erinnerungen und Hoffnungen eine Rolle, weniger die aktuellen Geschehnisse, die an einer bestimmten Stelle im Stück erzählt werden. Was in diesen Szenen passiert, triggert lediglich das Einschwenken der Figur auf den Festplatz der Lieder, zugleich zieht sich die behauptete Realwelt für eine Weile zurück.

Das muss also ganz klar getrennt sein. Es ist wie dieses unvermittelte Abdriften in Tagträume, das jeder kennt; in diesem Fall erhaschen wir aber jeweils einen kurzen Blick in die intime Sphäre, die der Außenwelt ansonsten verborgen bleibt.

Es wäre also eher verwirrend gewesen, hätte man sämtliche Lieder wie die Gesangsparts eines Musicals oder einer Operette behandelt, sie also hübsch „vernäht“ in die Handlung integriert. Es sind verschiedene Dinge.

Ein paar Ausnahmen gibt es allemal. Eine solche etwa stellt das Lied von Louise dar, in dem die Hausangestellte der verbitterten Augustine erklärt, wie einfach Männer „rumzukriegen“ sind. Da macht es eben Sinn, dass Louises Weltsicht, die sie in ihrem Lied ausdrückt, in die Handlung eingreift. Auch die Hymne, die quasi als „Bonus“ dem Stück folgt, fällt da ein bisschen heraus. Das ist eben eine Hymne, und die sollte man übrigens als eine verspielte Komposition aus sehr selbstironischen Statements starker Frauen betrachten...

In allen erwähnten, mir wichtigen Belangen waren wir uns von Anfang an einig; es gab keinerlei Meinungsverschiedenheiten, was dramaturgische Setzungen angeht.

Bemerkenswert finde ich diese Lesart, die es jetzt möglich macht, den zerstrittenen Haufen, diese scheinbar nur Intrigen spinnenden, lügenden, einander verdächtigenden und gegenseitig ausmanövrierenden Zicken als sympathische Heldinnen zu sehen! Der unsichtbar bleibende Marcel wird zu einem ausgebufften Strippenzieher im Hintergrund, dem man es mehr und mehr zutraut, schamlos übergriffig und reulos jede dieser Frauen für seine Belange zu benutzen, während er sich doch so grandios als Opfer inszeniert. Inszenieren lässt! Das wäre dann nämlich der nächste Übergriff... All das ist sehr interessant. Das Stück hat auf diese Weise einen starken emanzipatorischen Impuls, der mir gefällt.

theaterlust